

Vom Volkslied einst und jetzt.

In älteren Volksliederansammlungen wird man stets das Liebeslied vorangestellt finden. Bei Herder und Brentano fällt es sogar nahezu die ganze Sammlung aus. Seitdem sind die Bedürfnisse der Zeit andere geworden, und mit ihnen hat sich auch der Gesichtspunkt gewandelt, der bei der Herausgabe von Volksliedern als maßgebend auftritt. Sagen noch die Romantiker in juglicher, noch so primitiver Regung der Volkseele ein das Nationalempfinden stärkendes und förderndes Moment, so sind die neueren Bearbeiter durchgehend über dieses höhere Können hinaus und greifen mit ungleich größeren Organen nach dem Liebes, das sich von vornherein als patriotisches Lied präsentiert. Mit anderen Worten: sie suchen im Volksliede die patriotisch-nationalistische Tendenz auf und lassen beiseite das Prinzip der Zweckmäßigkeit walten. Nun ist freilich auch das Volkslied zu seiner Zeit nicht voraussetzungslos gewesen; es ist vielmehr ganz bestimmten gesellschaftlichen Verhältnissen entsprungen und hat ganz bestimmte, so individualistische wie soziale Bedürfnisse befriedigt. Nur, daß diese Bedürfnisse in den allerersten Jahren nationalitätspatriotischer Natur waren. Und so hat denn das Volkslied weit über einen kosmopolitischen als nationalen Zug, woraus sich ja auch gerade Herders Begeisterung für das Volkslied leicht erklärt. Es ist aber ebenso leicht verständlich, daß neuere Bearbeiter auf der Suche nach vaterländischer Tendenz beim Volksliede nicht auf ihre Rechnung kommen. Sie wandten daher aus ihrer Not eine Tugend und erweiterten den Begriff „Volkslied“ so sehr, daß alle Grenzen zwischen Volkslied und Kunstlied entfernt werden und nur der Begriff „Lied“ übrig bleibt.

So schreibt auch der Herausgeber einer solchen erscheinenden neuen Sammlung: „Dabei sei freilich gleich darauf hingewiesen, daß ich den in den letzten Jahren von gewisser Seite hervorgekehrten Standpunkt, daß nur das alte deutsche Volkslied eigentlich nur das wahre Volkslied sei, als durchaus einseitig verwerfe. . . . Aber warum nicht gerade neuere Volkslieder dem Empfinden und Gefühlleben unserer neueren Zeit und Kultur gerecht werden sollen, ja vielmehr als ältere gerecht werden können, das kann eben nur von einseitigen Romantikern geleugnet werden. So hat der Herausgeber versucht, das Beste aus alter und neuer Zeit auszuwählen, um nicht bloß alle Saiten der deutschen Volkseele erklingen, sondern auch die verschiedenen Zeiten des Gesellschaftslebens unseres Volkes sprechen zu lassen.“ Es ist hier nicht Ort und Zeit, über „alle Saiten der deutschen Volkseele“ zu handeln; nur soviel sei bemerkt, daß der Herausgeber sehr richtige Saiten der Seele einer sehr wichtigen Volksstimmung gar nicht berührt hat, weil ihm diese sehr wichtigen Saiten und diese sehr wichtige Volksstimmung völlig unbekannt sind. So kann der Herausgeber zwar wohl behaupten, daß seine Sammlung nicht einseitig ist, nicht aber auch, daß sie allseitig ist. Das ist verzeihlich, weil die entstandene Lücke bereits vor mehr als Jahresfrist durch die Herausgabe von „Volksliedern“, die ein Bremer Lehrer im Auftrage der Zentralstelle für die arbeitende Jugend Deutschlands besorgte, ausgefüllt wurde, ganz einfach aus dem Grunde, weil besagte Lücke seit Jahr und Tag eine ständige Erscheinung gerade in den besseren und besten Volksliederansammlungen bürgerlicher Veranlassung ist.

Durch die oben gekennzeichnete sehr weitherzige Auffassung des Begriffes „Volkslied“ ist nun in erster Linie dem deutschen Liedertafel- und Gesangsvereinslied der Weg in die Volksliederansammlungen geebnet, und das ist wohl auch die Absicht. Dieses Lied nämlich hat einen ganz eigentümlichen Charakter, einen Charakter, der ganz gewiss dem Empfinden und Gefühlleben unserer neueren Zeit und Kultur weit mehr gerecht wird, als das alte Volkslied. Denn dieses alte Volkslied ist in seinem Wesen ganz und gar nicht jenes „deutsche Lied“, hingegen total nationalitätlich. Es enthält, nachdem Kägeli und Jelter mit der Gründung der Liedertafeln naneingegangen waren, in der Zeit etwa zwischen Nationalbewußtsein. Die Geschichte des deutschen Liedes ist wie die Geschichte der deutschen Gesangsvereine von der Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen nicht zu trennen. Deutsches Lied und deutsche Gesangsvereine kultivieren jenen Patriotismus, von dem Heine sagte, daß er das Herz der Deutschen enger mache, so daß es sich zusammenschließen wie Leder in der Kälte und nichts so sehr hesse, wie das Fremdländische. Die damals entstandene Männerchorliteratur ist denn auch folgerichtig nur zu einem ganz geringen Teile ins „Volk“ gedrungen, sondern vielmehr Verstand einzelner Stände

und Intelligenzler geblieben. Heute ist man bemüht, dem deutschen Liede in den Reihen des Volkes einen breiteren Boden zu verschaffen. Es taucht deshalb in allen sogenannten Volksliederansammlungen auf. Auch die vorliegende Sammlung gewährt ihm einen weiten Raum und setzt es an die erste Stelle. Erfindungen in älteren Sammlungen die Liedeslieder der Reigen, so sind heute die Vaterlandslieder so weit an Bedeutung gestiegen, daß sie regelmäßig den Anfang machen. Das ist kein Zufall, sondern ein Zeichen der Wandlung, die das ästhetische Empfinden des Bürgertums durchgemacht hat. So finden wir bei Dr. Wertheimer das deutsche Lied in seinen bekannten Kompositionen: Kägeli, Stung, Heine, Jäger, Strecker und Wechsessel vertreten; dazwischen paradiere einige Volksweisen jüngerer Datums. Sobald aber von der Liebe Lust und Leid gesungen werden soll, gräbt der Verfasser emsig am Schatz des alten Volksliedes, und was er davon hebt, ist der bei weitem wertvollste Teil seiner Sammlung. Daneben kommen nur noch die Kulturlied „Schmerzen“ und „Aus verschollenen Zeiten“ auf. Diese drei Abteilungen machen zugleich — trotz jels' Verkündet — den umfangreichsten Teil des Buches aus.

So präsentiert sich diese Sammlung inhaltlich als ein Versuch zur Förderung des Nationalbewußtseins, ein Versuch, der zum Teil mit tauglichen, zum Teil mit untauglichen Mitteln unternommen wurde, dessen Sinn übrigens durch eine ursprüngliche naturwissenschaftliche Einleitung einigermaßen verdeckelt, durch einen nachträglich vorangesetzten Kriegsruf aber in um so helleres Licht gerückt wurde.

Nun der musikalische Teil des Buches. Die Laute ist heute recht in Mode gekommen. Aber sie eignet sich durchaus nicht als Begleitinstrument für jedes Lied. Auch sie hat ihr kulturhistorisches Burgeln und, um im Bilde zu bleiben, verlor, wenn sie in ungeeigneten Boden kommt. Es wäre gerade so, als wenn man die Lieder Hugo Wolfs mit dem altenglischen Virginal bewältigen wollte. Das geht nicht. So verliert die Laute, wenn man sie zum modernen Kunstlied, auch nur zum vierstimmigen Lied zupft. Das Volkslied hat schon den Sah Silberd seine eigentliche Bedeutung und seinen ursprünglichen Charakter verloren. Es ist höchst individualistisch temperiert und verliert die Schwere des vierstimmigen Sanges nur schlecht. Daogen bekommt es blühende Wangen, sobald die charakteristischen Farben der Laute ihm das Relief geben. Beim Kunstliede ist es gerade umgekehrt. Es ist aus dem Mordgefühl des vierstimmigen Sanges entstanden und kann nur auf dem Grunde der Harmonie leben. Es schrumpft zusammen, wenn es auf die dünnen Klappentafel gelehrt wird. Darum ist es verfehlt, wenn man vierstimmigen Chorlag durch Lautenbegleitung ersetzen will. Schließlich läßt sich ja auch eine Symphonie nicht durch ein Arrangement für Violin und Klavier wiedergeben, und ein Klavierstück Schumanns geht in die Brüche, wenn man es für Orchester bearbeitet. Ich erkläre also einen Mangel des vorliegenden Buches darin, daß es die Lautenbegleitung um jeden Preis andringt. Dieses Prinzip des Herausgebers muß natürlich der Laute in vielen Fällen Gewalt antun. Und so ist denn das Instrument sehr oft weniger als Laute, denn als Klavier behandelt worden. Die Begleitung besteht meistens aus vollen Akkordarten. Das entspricht aber gar nicht dem Charakter der Laute. Die Begleitung soll dem Geist des Liedes angepaßt sein — ganz recht, und dazu eignet sich, wenn nur das Lied danach ist, die Laute ganz besonders. Aber das Buch ist für Wandervogel bearbeitet worden, die die Laute meist als Marschinstrument benutzen. Hier verliert sie aber ganz ihren Charakter. Kaum ein Instrument ist als Marschinstrument so ungeeignet wie die Laute. Wird sie dennoch als solches verwendet, so kann ihr Klang nur hart vergrößert werden. Man verfällt in das leidige Schreien, das im Spiel offen Sinn für Feinheiten, an denen gerade die Laute so ungemein reich ist, verliert. Man nehme sich die Mühe, einmal die Begleitung irrendes der Lieder mit der Begleitung zu vergleichen, die Hoffs, Schlander, Ströms oder Scherer zu demselben Liede fanden, und man wird auf den ersten Blick erkennen, daß in Wertheimers Sammlung nur wenig von Lautenbegleitung, desto mehr aber von Klavierbegleitung die Rede ist. Es soll zugegeben werden, daß die Verwendung der Laute als Marschinstrument, wie sie die Wandervogel lieben, keine andere als diese vergrößerte Form der Begleitung zuläßt. Schließlich stumpft es den Sinn für Feinheiten in Charakteristiken ab, wenn die Begleitung die Dominantseptimenakkorde allzusehr häuft.

Trotz dieser offensichtlichen Mängel ist die Sammlung Wertheimers als gebrauchsfähig zu empfinden. Sie bietet zu verhältnismäßig geringem Preise eine reiche Fülle von Material. Darin besteht ihr Hauptverzug. Selbst wenn man die für Arbeiter gar nicht in Betracht kommenden Lieder abstreift, bleibt immer noch ein beträchtlicher Rest, der bei Anschaffung des Buches rechtstfernt. Die

Ausstattung ist zweckentsprechend und gefällig. Der Umfang von über 700 Seiten befördert das Mißgeschick auf Wanderungen und fördert dadurch das Auswendiglernen der Lieder. Eugin.

Neue Untersuchungen über die geschlechtsbestimmenden Ursachen.

Jedermann ist bekannt, daß die Geschlechtsverschiedenheit bei Tieren gleicher Art nicht nur im Bau der Fortpflanzungsorgane und durch die Art der produzierten Keimzellen zum Ausdruck kommt, sondern sich auch häufig schon äußerlich in gewissen Körperbildungen oder Funktionen, die sogenannten sekundären Geschlechtsmerkmale, anzeigt. Die Röhre des männlichen Löwen, der Sporn des männlichen Stuhns, das Geheiß des männlichen Hirsches sind die bekanntesten Beispiele dafür. Es gibt nun aber niedere Tiere aller Art, bei denen die Verschiedenheit zwischen Männchen und Weibchen auch im Äußerlichen noch auffälliger sich ausdrückt als bei den höheren Tieren. Das Tier, bei dem sie die markanteste Form erreicht hat, dürfte aber der grüne Rüsselwurm (Bonellia viridis) sein, der im Mittelmeer unter Gelsen und in Siemhöhlen lebt. Während das Weibchen aus einem circa 6—8 Zentimeter langen Sad und einem außerordentlich behaarten Kopf (dem sogenannten Rüssel) besteht, der an seinem Ende gegabelt ist und in ausgebreitetem Zustande eine Länge von über einen halben Meter erreicht, ist das Männchen nur 1—2 Millimeter groß und unterscheidet sich auch in seinem Äußeren und Innern wesentlich vom Weibchen. Es ähnelt etwa einem Strudelwurm. Es fehlen ihm das Blutgefäßsystem, die Augen und außerdem die grüne Farbe des Weibchens. Das Bauchmark und der Darm, dem Schlund und After fehlen, sind stark zurückgebildet; hingegen ist das Geschlechtsorgan, der sogenannte Samen Schlauch, sehr kräftig entwickelt. Sehr sonderbar ist nun die Lebensweise dieses Männchens. Es schwimmt nämlich zunächst auf dem Rüssel des Weibchens, dann wandert es in den Uterus (die Gebärmutter), um dort die Eier zu befruchten. Bei einer kürzlich angestellten Untersuchung darüber, inwieweit die am Rüssel des Weibchens sich entwickelnden männlichen Larven vom Rüssel überhaupt abhängig sind, hat der betreffende Forscher — K. Walker in Neapel — nun festgestellt, daß die parasitische Lebensweise der Larven für die Geschlechtsbestimmung von wesentlicher Bedeutung ist. Ja, es hat sich dabei ein höchst eigenartiger Modus der Geschlechtsbestimmung herausgestellt.

Was nun zunächst die Beziehungen zwischen der männlichen Larve und dem weiblichen Rüssel anbelangt, haben die Experimente zweifellos ergeben, daß die Larve aus dem Rüssel Stoffe aufnimmt, Nahrungsstoffe dürfte es aber nicht sein, denn jede Larve besitzt solche in Gestalt von Öltröpfchen selbst in genügender Menge. Man muß vielmehr annehmen, daß die aus dem Rüssel in die Larve über tretenden Stoffe geschlechtsbestimmende Substanzen sind, die bewirken, daß die bis dahin geschlechtlich indifferente Larve zu einem Männchen wird. Doch letztere Annahme richtig ist, dafür sprechen die Experimente. Der Gelehrte stellte nämlich die von einem einzigen Weibchen stammenden Eier in mehrere Portionen von je 100 Eiern. Den Larven nun, die aus einer solchen Portion stammten, wurden erwachsene Weibchen sofort beigegeben, an deren Rüssel sie sich festsetzen konnten. Die aus einer anderen Portion entstandenen Larven wurden hingegen in Glasgefäßen ohne Weibchen weitergezüchtet. Da stellte sich nun schließlich heraus, daß die Larven, die Gelegenheit hatten, sich an die Rüssel der beigegebenen Weibchen zu setzen, ausnahmslos zu Männchen wurden, während aus den Larven, die diese Möglichkeit nicht besaßen, fast ausschließlich zu Weibchen sich entwickelten, und zwar in der Weise, daß sie erst eine Zeitlang beim geschlechtlich indifferenteren Stadium verweilen und danach beim Entwicklung zum Weibchen einschlagen. Doch für die Entstehung der Männchen nicht u n b e d i n g t die parasitäre Lebensweise auf dem weiblichen Rüssel notwendig ist, zeigt die Tatsache, daß auch unter den isoliert gehaltenen Larven einige (wenn auch nur circa 2—3) sich zu Männchen entwickelten. In dieser isoliert entwickelten Geisportion entstanden übrigens auch einige Zwitter, d. h. Tiere, die zugleich männliche und weibliche Eigenschaften besaßen. Solche Zwitterformen erhält man auch — und zwar in größerer Zahl — wenn man solche Larven, die nicht länger als höchstens 2 Tage auf Weibchenrüssel schmarrt haben, von diesen entfernt und sie dann isoliert weiterzüchtet. Bei Tieren, die länger als 2 Tage auf dem Weibchenrüssel lebten, bildet sich auch bei isolierter Weiterzüchtung der reine Männchencharakter. Die Tendenz zu männlicher Entwicklung ist also hier schon vorherrschend geworden.

Durch diese Tatsachen sieht sich Walker zu der Annahme veranlaßt, daß beim Rüsselwurm das befruchtete Ei sowohl wie auch

* „Deutsches Lautenlied“ von Dr. Walther Wertheimer. Verlag: Adolf Köster, Berlin-Dankow. Oktavband, 718 Seiten. 570 Bieder. Preis 4 M. In zwei Bänden 4,50 M.

Ueberflus.

Von Martin Andersen Nexö.

Klage hatte dies alles mit einem Blick aufgefangen, schnell drang er hin, hob den Kandidaten in die Höhe und löste die allzu dicke Schlinge von seinem Gasse; schloß und leblos fiel der Kandidat ihm über die Schulter herab. Klage legte ihn vorsichtig auf eine alte Matratze nieder, die er mit dem Fuß unterm Dach hervorholte, und begann, ihm unermüdlich die Schläfe zu reiben, um doch etwas zu tun. Und als das nicht wirkte, legte er ihm mit dem Kopf über den Rand der Matratze und machte sich daran, ihm mit Schütteln und Klemmungen zu behandeln, wie die Anweisung für die Wiederbelebung von Ertrunkenen es verlangt. Eine Vermutung sagte ihm, daß Kask gar nicht so tot sei, wie er sich stelle, und den Drang fühlte, sich auf den Schreck hin einen kleinen Spaß zu machen.

Nach und nach kam der Kandidat wieder zu sich; er bewegte die Lider, öffnete sie endlich und sah sich mit verstörtem Blick um. „Bin — bin — hab — wie?“ stammelte er.

„Nix verblüfft sein,“ sagte Klage gemächlich, „natürlich bist Du lebendig, wenn Du danach fragen wolltest. Du bist wahrhaftig zu lang, Dich erhängen zu können.“

Das Gesicht des Kandidaten nahm bei diesem Wort einen mißbilligenden Ausdruck an.

„Wenn Du das nächstmal so weit bist, dann probier es mit dem Wasser,“ fuhr Klage fort. „Aber dann möcht ich Dir raten, Dich hinzulegen.“

„Es war die Selbsthilfe der Verzweiflung,“ sagte Kask finster, „aber unglücklichweise — bin ich zu lang, wie Du sagst. Glaubst Du, meine langen Beine könnten mir nach Amerika helfen, bevor der Verdacht auf mich fällt? Wenn ich ordentlich ausfahrte?“ Er versuchte zu lächeln, aber es wollte nicht recht gelingen.

„Aber Herrgott, der Berg ist ja überwunden, hab ich's Dir nicht gesagt? Ich habe dem Schulzen erzählt, es wäre einer von den Matrosen, die vorigen Sommer bei uns gewohnt haben, und da sagte er, er möchte die Geschichte nicht weiter aufwühlen.“

Das Gesicht des Kandidaten nahm einen seltsamen Ausdruck an, er hob die Arme, und seine Augen leuchteten. „Jetzt fällt er mir noch um den Hals,“ dachte Klage und zog sich ein wenig zurück.

Aber Kask faltete die Hände und starrte aufwärts, die

Tränen quollen ihm aus den Augen, und er wiederholte schluchzend: „Mein Glaube war nicht stark genug, nein! Ich habe Dich ja angerufen, und trotzdem zweifelte ich und wollte es selbst tun! Vergib mir!“ Dann erhob er sich und wankte mit Kages Hilfe die Treppe hinunter.

An der Küchentür reichte er Klage die Hand. „Ich will Dich nicht bitten, mit hineinzukommen,“ sagte er mit Grabestimme, „aber ich verlasse mich auf Dein Schweigen.“ Damit ging er in die Wohnung.

Klage stand einen Augenblick da und sammelte sich; er hatte eigentlich erwartet, daß der Kandidat ihn zum Dank zum Frühstück einladen würde. Als er wußte, daß Kask wohlbehalten in seinem Zimmer angelangt war, öffnete er die Küchentür und trat ein.

„Nichtig,“ sagte er mit schelmischem Ausdruck, „ich sollte von Deiner Frau einen Gruß bestellen, ob Du mir nicht ein Stück Sarbonade mit einem Glase Rotwein dazu geben würdest. Aber Du dürftest ihr keine Silbe davon sagen.“

Das Mädchen lächelte über seinen Einfall, lautete ins Entree hinein und gab ihm dann das Verlangte; er verabschiedete sich förmlich. Dann wuschte er sich den Mund ab und hielt ihn ihr hin. Und als sie keine Miene machte, von selbst der Aufforderung nachzukommen, sondern bloß dastand und vor Lachen gluckte, fachte er sie um beide Schultern, küßte sie und lief davon.

30.

Karl sah aufgerichtet im Bett, dicht von Kissen umgeben, und starrte über die weitläufige Landschaft hin. Draußen sah er den bläulichen Widerschein des reinen Himmels; in der Märzsonne schmolz der Schnee auf dem Dach, so daß die Tropfen zur Mittagszeit unaufhörlich — tropf, tropf! — vom Dachrande fielen, im Schein der niedrigen Sonne wie Diamanten erstrahlend; aber schon gegen zwei Uhr blieb der eine am andern hängen, und an den beiden kleinen Fenstern vorbei wuchsen lange, knorrige Stößhähne von dem dunkeln Dachrande herab.

Ueber den Fjord, der von dem umliegenden Lande nicht zu unterscheiden war, führte ein dunkler Streifen von der Stadt zum „Nordwall“ auf der anderen Seite hinüber. Alle die südlichen Kirchspiele hatten es nicht weit zum Städtchen, und die Bauern benutzten das fleißig; über die feste Eisdecke ihn bewegten sich zahlreiche Schlitten und Fußgänger, und hier und da sah man auch einen Wagen oder Reiter. An einigen Stellen gab ein Strohwisch auf einer Stange an, daß die Pflüger oder ein Jäger dort Waken gehauen hatten, und vor der Stadt hatte die Jugend das Eis im großen Kreis vom

Schnee geäubert; dort schossen die Schlittschuhläufer zischeneinander dahin wie Schmalben über einem Teich. Von Zeit zu Zeit kam ein Trupp Schlittschuhläufer auch herüber, stolperte über das schlechte Eis im Innern des Fjords und lief weiter den Bach entlang bis zur Wassermühle.

Auf dem langen Schneehügel, der sich vom Hause weit über die abfallenden Felder erstreckte, hatte sich ein Schwarm von armen Jungen eine Rutschbahn eingerichtet. Geduldig zogen sie ihre selbstverfertigten Handschlitten die lange Straße über die Felder bis zum obersten Rande des Schneehügels hinauf, warfen sich dort auf den Bauch und sausten hinab, mit der Spitze des Holzschuhs steuernd; einige konnten fast ganz bis zu dem andern Weg an der Fjordseite entlang kommen. Dann arbeiteten sie sich mühsam wieder hinauf und fuhren zum zweitenmal, zum dritten, vierten, fünftenmal hinunter — den ganzen Tag. Nach Hause gingen sie nicht; einige von ihnen hatten Essen mit, an dem sie nagten, während sie die Schlitten bergauf schleppten, andre mußten sich damit begnügen, ihren bessergestellten Kameraden ausgehungerte Blicke zuzuwenden.

Karl waren zwei solcher Bürschchen im Alter von zwölf Jahren aufgefallen. Sie waren lang aufgeschossen, dünn und blaugefroren, ärmlich gekleidet, aber ungeheuer fett; in Gedanken nannte er sie die beiden Proletarier. Jeden Tag stellten sie sich ein und hielten bis zum Abend aus; dabei bekamen sie in den ersten Tagen nur zu essen, was sie kaperten, indem sie hin und wieder für die andern Knaben die Schlitten bergauf schleppten. Sie handelten gemeinschaftlich und traten mit einer brutalen Rücksichtslosigkeit auf, die dem Kranken moßte. Er hatte von Anfang an Partei für sie ergriffen und freute sich, wenn sie juchzend und janzend hinabsausten auf ihrem elenden Schlitten, den sie gemeinsam besaßen, und unbarmherzig jeden verprügelten, der ihnen in den Weg kam.

In den letzten Tagen zogen sie nicht mehr die Schlitten der andern hinauf, sie brandschakten einfach wie zwei richtige Marodeure. Die Knaben, die ihr Essen mit ihnen teilten, wurden von ihnen in Ruhe gelassen, die andern auf alle möglichen Arten gepufft und belästigt. Besonders heute, wo aus Anlaß des Sonntag verschiedene Kinder besserer Leute dabei waren, fühlten sich die beiden Tyrannen so recht in ihrem Element. Sie nahmen die Gummigastien, die sich sonst mit den Kindern aus dem Volke nicht vertrugen, unter ihre Fittiche und wurden mit Zigaretten und hingender Münze belohnt. (Fortf. folgt.)

